

Konvergenz und Individualität von Sprachen

Zusammenfassung

Die Begriffe *Individualität* und *Konvergenz*, bezogen auf Sprachen, werden zunächst jeder für sich abgehandelt. Es ergibt sich, daß der Begriff der *Individualität* nur aufgrund einer Metapher auf Sprachen bezogen werden kann, ferner, daß Individualität von Sprachen mit deren kulturellen Aspekten zusammenhängt — im Gegensatz zu ihren natürlichen, biologischen Voraussetzungen —, daß sie prototypisch im semantischen Bereich erkennbar wird, und daß in diesem Bereich die soziale Funktion der Sprache mit ihren Struktureigenschaften verbunden ist. — Zur *Konvergenz* von Sprachen wird anhand von Kartenskizzen die These belegt, daß morphologische Kategorien mit in ihren Bereich gehören, und es wird die Annahme formuliert, daß die Wahl zwischen Konvergenz und Nichtkonvergenz von Sprachen durch Spracheinstellungen und andere “kommunikative Eigenschaften” im jeweiligen Areal bedingt ist. — Schließlich wird die Beziehung zwischen *Konvergenz* und *Individualität* von Sprachen untersucht. Dazu wird festgestellt, daß das sprachliche Kontinuum und seine Gerichtetheit empirisch primär sind, Sprachen in ihrer Individualität hingegen Teil einer metaphorischen, empirisch sekundären Realität, die die Grundlage der Kultur ist. “Konvergenz von Sprachen” ist das sprachliche Kontinuum, vom Standpunkt der einzelnen Sprachen in ihrer Individualität aus gesehen: also die primäre Realität, von der sekundären aus betrachtet. Spracheinstellungen gehören ebenfalls in den metaphorischen Bereich; da sie ihrerseits Reflexe der Sprache sind, handelt es sich hier um empirisch tertiäre Phänomene. Die sekundären und tertiären Wirklichkeiten der sprachlichen Individualität und der Spracheinstellungen beherrschen und formen die primäre Wirklichkeit der Sprachkontinua.

1. Einleitung

Die Begriffe, die im Titel dieses Vortrags miteinander verbunden sind, “Konvergenz” und “Individualität”, haben zumindest das eine gemeinsam, daß die Sachverhalte, die sie bezeichnen, sich nicht besonders gut in das Bild fügen, das die heutige Linguistik von der Sprache entwirft; beide Begriffe widersprechen angesehenen Traditionen des Faches. Die Spannung zwischen den Aufgaben der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft und der Tatsache, daß benachbarte Sprachen sich aneinander anzugleichen pflegen, hat ihr Gegenstück in dem Mangel an Übereinstimmung zwischen den Aufgaben der modernen Linguistik und der Tatsache, daß jede Sprache als ein Individuum für sich betrachtet werden kann. Das Hauptziel der vergleichenden Grammatik ist die Rekonstruktion einer Grundsprache zu einer gegebenen Sprachfamilie — ein Ziel, das die regelmäßige Auseinanderentwicklung, also Divergenz verwandter Sprachen voraussetzt, und dessen Erreichung durch tatsächliche Konvergenzen erschwert wird, ob diese nun

zwischen verwandten oder nicht-verwandten Sprachen bestehen. Entsprechend gilt, daß das Hauptziel der gegenwärtigen Linguistik, die Auffindung allgemeiner Prinzipien für Struktur und Funktion der Sprache, die Annahme erfordert, alle Sprachen seien “im wesentlichen” gleich — was immer der Ausdruck “im wesentlichen” hier bedeuten mag. Individualität ist jedenfalls nicht vorgesehen, und dieser Begriff ist aus der modernen Linguistik so gut wie verschwunden; nur das entfernt ähnliche Konzept der “Variation” existiert — und fungiert als das schlechte Gewissen des Faches (A. Goeman, “Variatie in taal en algemene taalwetenschap”, *Taal en Tongval* 27 (1975) 35 ff.). Da “Individualität” als linguistischer Terminus ganz besonders exotisch anmutet, fange ich die Darlegung damit an, daß ich auf diesen Begriff näher eingehe.

2. Individualität

Individualität ist ein Prinzip des Lebens — einmal insofern, als Leben sich ausschließlich in Form *getrennter Einheiten* manifestiert, mit mehr oder weniger klaren räumlichen Begrenzungen und einem beschränkten Repertoire möglicher dynamischer Veränderungen in der Zeitdimension, d.h. in Form von Einheiten, denen eine relative Konstanz eigen ist — und außerdem insofern, als jedes Lebewesen von jedem anderen *verschieden* ist. Dies gilt auch in einigen Bereichen der unbelebten Natur, z.B. von Kristallen: keine zwei Schneekristalle sind einander vollkommen gleich. Auch keine zwei Himmelskörper sind vollkommen gleich, und sei es nur deshalb, weil ihre Geschichte ungleich verlaufen ist. Unser Eindruck von der Allgemeingültigkeit des “principium individuationis” wird durch eine Eigenheit unserer Wahrnehmung noch verstärkt, die in der Tendenz besteht, Individuen auch dort zu konstruieren, wo in der Realität nur schwache Anhaltspunkte dafür vorhanden sind, z.B. beim Sehen individueller Wolken am Himmel.

Im Gegensatz zu diesen Verwendungsweisen des Terminus “Individuum”, die sich mehr oder weniger von selbst verstehen, ist die Bezeichnung von Sprachen als Individuen ohne Metapher nicht möglich. Sprachen können beschrieben werden als Kollektionen menschlicher Tätigkeiten, die mit Sprechen, Verstehen, Schreiben, Lesen, Denken und dergleichen in den zugehörigen Situationskontexten verbunden sind; und die Abgrenzung solcher Kollektionen ist nicht ohne weiteres gegeben. Wir können versuchen, Grenzen zwischen zwei solchen Kollektionen nach dem Kriterium des *Sprachbenutzers* zu ziehen: die Sprache des individuellen Menschen würde dann seine oder ihre individuelle Sprache genannt werden. Das wäre eine ziemlich einfache Weise des metaphorischen Gebrauchs des Terminus “Individuum”. Aber es gibt strukturelle Ähnlichkeiten und Unterschiede *innerhalb* der beobachtbaren Kollektion solcher Tätigkeiten bei jedem einzelnen menschlichen Individuum: dies ist die “geordnete Heterogenität”, die William Labov beschrieben hat. Der Sprecher verwendet verschiedene “Varietäten” “einer und derselben” Sprache, oder sogar “verschiedene Sprachen”. Andererseits “gibt es kein Privateigentum in der Sprache: alles ist sozialisiert” (Roman Jakobson, “Results of a Joint Conference of Anthropologists and Linguists”, zuerst erschienen in *IJAL* XIX. 2

(Supplement), 1953, abgedruckt in: *Selected Writings*, vol. II, The Hague (1971), p. 559). Das bedeutet, daß die Strategie, "individuelle Sprache" als "Sprache des Individuums" zu definieren, von zwei Seiten aus angreifbar ist: das Individuum hat mehr als eine Kollektion sprachlicher Tätigkeiten zur Verfügung, und die Kollektionen variieren in Abhängigkeit von den Partnern in der jeweiligen Sprechsituation. Die Beteiligten an einer sprachlichen Interaktion sind unter anderem damit befaßt, einen gemeinsamen "Code" auszuhandeln.

Um in geeigneter Weise zwischen Kollektionen menschlicher Tätigkeiten von der angedeuteten Art Unterschiede festzulegen, empfiehlt es sich wohl eher, von ihrer offenkundigen *sozialen Rolle* auszugehen und dieses Kriterium mit dem *strukturellen* Unterschied zu verbinden, von dem bereits die Rede war. So würden die Kollektionen von Tätigkeiten unterschieden werden nach den *Menschengruppen*, mit denen sie verbunden sind, nach den *Situationen*, von denen sie ausgelöst werden, und nach den *strukturellen Ähnlichkeiten und Unterschieden*, die zwischen ihnen bestehen. Dies führt auf altbekannte Unterscheidungen zwischen verschiedenen Sprachen, Dialekten, Soziolekten, Registern usw. Die Individualität dieser "Lekte" scheint vor allem in ihren *strukturellen Eigenschaften* zu liegen. Aber da die *Gruppenzugehörigkeit* und die *situationsbedingten Gebrauchsbeschränkungen* zusammen mit den Struktureigenschaften in die Definitionen eingehen, erhebt sich die Frage, ob es eine *Korrelation* zwischen sozialer Funktion und immanenter Struktur gibt.

So kommen wir zu folgendem Ergebnis: Sprachen und Sprachvarietäten werden metaphorisch als Individuen betrachtet, deren Individualität aus ihrer Struktur erschlossen werden kann, aber auch mit ihrer sozialen Rolle verbunden zu sein scheint. Dies kann man eine modernisierte Version der Humboldt'schen Sprachauffassung nennen. Hier stellt sich sofort das Problem, wie diese "Individualität" zu beschreiben ist. In diesem Zusammenhang möchte ich einen Absatz aus Humboldts Einleitung zum Kawi-Werk zitieren:

"Die Schwierigkeit gerade der wichtigsten und feinsten Sprachuntersuchungen liegt sehr häufig darin, daß etwas aus dem Gesamteindruck der Sprache Fließendes zwar durch das klarste und überzeugendste Gefühl wahrgenommen wird, dennoch aber die Versuche scheitern, es in genügender Vollständigkeit einzeln darzulegen und in bestimmte Begriffe zu begrenzen. Mit dieser nun hat man auch hier zu kämpfen. Die charakteristische Form der Sprachen hängt an jedem *einzelnen* ihrer kleinsten *Elemente*; jedes wird durch sie, wie unerklärlich es im einzelnen sei, auf irgendeine Weise bestimmt. Dagegen ist es kaum möglich, Punkte aufzufinden, von denen sich behaupten ließe, daß sie an ihnen, einzeln genommen, entscheidend haftete. Wenn man daher irgendeine gegebene Sprache durchgeht, so findet man vieles, das man sich, dem Wesen ihrer Form unbeschadet, auch wohl anders denken könnte, und wird, um diese rein geschieden zu erblicken, zu dem *Gesamteindruck* zurückgewiesen. Hier nun tritt sogleich das Gegenteil ein. Die entschiedenste *Individualität* fällt klar in die Augen, drängt sich unabweisbar dem Gefühl auf.

Die Sprachen können hierin noch am wenigsten unrichtig mit den *menschlichen Gesichtsbildungen* verglichen werden. Die Individualität steht unleugbar da, Ähnlichkeiten werden erkannt, aber kein Messen und kein Beschreiben der Teile im einzelnen und in ihrem Zusammenhange vermag die Eigentümlichkeit in einen Begriff zusammenzufassen. Sie ruht auf dem Ganzen und in der wieder individuellen Auffassung; daher auch gewiß jede Physiognomie jedem anders erscheint. Da die Sprache, in welcher Gestalt man sie aufnehmen möge, immer ein geistiger Aushauch eines nationell individuellen Lebens ist, so muß beides auch bei ihr eintreffen. Wieviel man in ihr heften und verkörpern, vereinzeln und zergliedern möge, so bleibt immer etwas unerkant in ihr übrig, und gerade dies der Bearbeitung Entschlüpfende ist dasjenige, worin die Einheit und der Odem eines Lebendigen ist. Bei dieser Beschaffenheit der Sprachen kann daher die Darstellung der Form irgendeiner in dem hier angegebenen Sinne niemals ganz vollständig, sondern immer nur bis auf einen gewissen, jedoch zur Übersicht des Ganzen genügenden Grad gelingen. Darum ist aber dem Sprachforscher durch diesen Begriff nicht minder die Bahn vorgezeichnet, in welcher er den Geheimnissen der Sprache nachspüren und ihr Wesen zu enthüllen suchen muß. Bei der Vernachlässigung dieses Weges übersieht er unfehlbar eine Menge von Punkten der Forschung, muß sehr vieles, wirklich Erklärbares, unerklärt lassen, und hält für isoliert dastehend, was durch lebendigen Zusammenhang verknüpft ist." (Wilhelm von Humboldt, § 8: "Form der Sprachen", S. LIXf., in: *Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts*, Berlin 1836; Neudruck Bonn 1960.)

Dies ist ein anspruchsvolles, schwer zu handhabendes Programm, und wir sind heute weit davon entfernt — nicht nur von seiner Verwirklichung, sondern selbst davon, es als einen lohnenden Forschungsplan ins Auge zu fassen. Humboldts Sichtweise scheint beeinträchtigt zu sein durch Klassizismus, durch willkürlich erscheinende biologische Metaphern, durch ungerechtfertigte Annahmen über die Reichweite der Wechselwirkung zwischen Sprache und geistigem Leben, und so fort. Und doch bietet sie eine interessante Perspektive dadurch, daß sie die Realisierbarkeit einer *veranschaulichenden* Sprachwissenschaft wie selbstverständlich voraussetzt. Was in der heutigen Linguistik zu fehlen scheint, ist genau dies: die Übersichtlichkeit der Anordnung, die Möglichkeit, den gesamten Horizont des Gegenstandes von einem frei gewählten Gesichtspunkt aus zu überblicken. Außerdem könnte die Betrachtung von Sprachen als Individuen sich als ein Gegenmittel gegen Ethnozentrismus erweisen. Ethnozentrismus nach Art des 19. Jahrhunderts gehört freilich der Vergangenheit an; heute würde niemand behaupten, europäische — oder indoeuropäische — Sprachen seien anderen Sprachen überlegen. Aber die Linguistik des 20. Jahrhunderts glaubt, alle Sprachen der Welt seien gleich, in praktischer und theoretischer Hinsicht, und dies kann wiederum heißen, daß alle Sprachen als Varianten der uns vertrauten Art von Sprache, d.h. der europäischen Sprachen, betrachtet werden, zumindest in semantischer Hinsicht.

In der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts war die Vorstellung noch anzutreffen, daß z.B. der Terminus "Plural" für verschiedene Sprachen Verschiedenes bedeuten könnte — und das war nicht etwa so gemeint, daß der Plural in der Sprache X "in Wirklichkeit" z.B. ein Kollektivum sei, d.h. daß ein Beschreibungsproblem durch einfache Umbenennung innerhalb unserer gewohnten europäischen Grammatiktradition zu lösen sei, sondern der Begriff der Individualität und seine Anwendung auf die Semantik waren noch lebendig. Ein gutes Beispiel dafür ist die Erörterung der Pluralkategorie im Alt türkischen bei Kaare Grønbech, *Der türkische Sprachbau: I*, Kopenhagen 1936, Kapitel II. Obwohl er die Darlegung damit beginnt, daß er feststellt, die alttürkischen Plurale auf *-lar/ -lär* seien in Wirklichkeit Kollektiva gewesen (S. 57ff.), bleibt er dabei nicht stehen (S. 59f.):

"Die Sonderung zwischen Einzahl und Mehrzahl war dem Alt türkischen fremd. Was die modernen Dialekte als Mehrzahl, das heißt als eine zählbare Anhäufung von Einzelgegenständen, ausdrücken, wurde in alter Zeit einfach als Genus gedacht. Wir müssen uns also die türkische Sprache als ursprünglich weit allgemeiner in ihrer Denkweise vorstellen als unsere Sprachen (oder als die Türk-sprachen von heute).

Die Grundlage der Ideenwelt der alten Türken war das Genus, nicht das Individuum. Wenn man ein Lebewesen oder irgend einen Gegenstand vor Augen hatte, war einem dies nicht an erster Stelle ein Einzelindividuum; im Gegenteil, die Anschauung eines Einzelwesens oder einer größeren Anzahl von Einern vergegenwärtigte sofort das ganze Genus. Das Gegebene war die Gesamtheit, der Einer hatte nur kraft der Gesamtheit eine Existenz und stand nur als Verkörperung seiner Familie, seines Genus da.

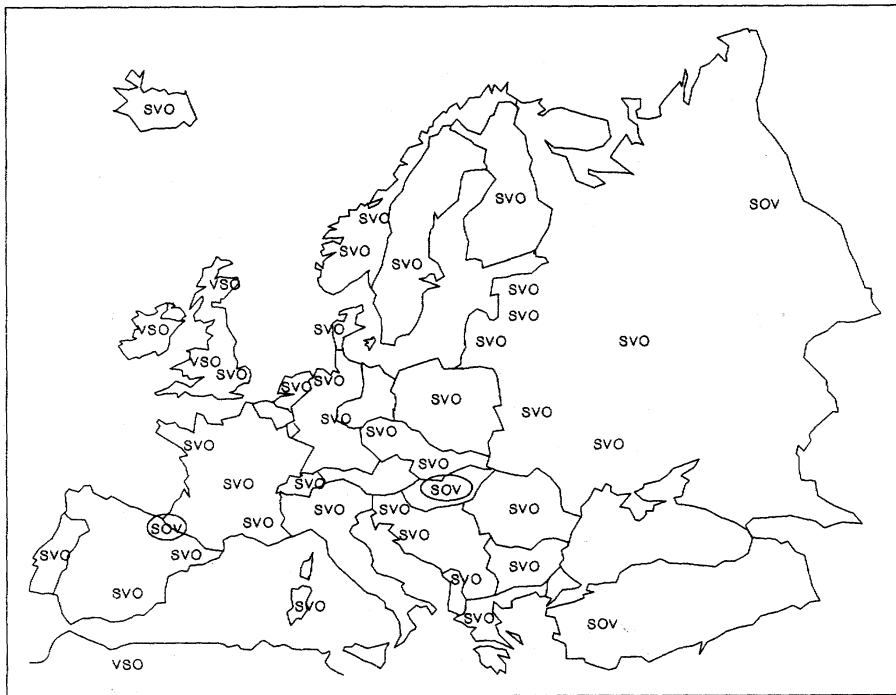
Was ein jedes türkische Nomen, mit Ausnahme der Eigennamen, bezeichnete, war also das Genus. *at* bezeichnete nicht an erster Stelle ein Pferd oder viele Pferde, sondern das Pferd als Begriff, die Gattung Pferd, alle denkbaren Pferde. Wir Europäer reden in Wörtern, die entweder den Einer oder eine Mehrheit von Einern ausdrücken, und in einigen Fällen denken wir dabei an die Gattung; der Türke sprach von der Gattung, und ob dieselbe in dem gegebenen Fall mehr oder weniger zahlreich vertreten war, kommt meist gar nicht zum Ausdruck.

So weit sind also alle Nomina Kollektiva. *oγul* bedeutet alle Söhne auf der Welt, der Sohn als Begriff; ob dieser Begriff im gegebenen Fall durch mehr Individuen oder nur durch eines vertreten ist, muß die Situation, beziehungsweise der Kontext lehren, wenn das überhaupt interessiert. Uns interessiert es instinktiv, denn diese Sonderung bildet die Grundlage unserer sprachlichen Ausdrucksmittel, wie sie unsere Ideenwelt geformt hat. Wir sind gewöhnt, innerhalb der Rahmen dieser Sonderung zwischen Individuum und einer Mehrheit von Individuen zu denken. Den alten Türken interessierte das nicht in gleichem Maße; es blieb dies nur Nebensache; im Vordergrund des Interesses stand das Genus, hinter das das Individuum zurücktrat, weil es nur kraft des Genus existierte, während nach unserer Denkweise das Genus erst als eine Abstraktion des Individuellen entsteht.

Was ich bisher als Kollektiva bezeichnete, waren demnach nicht Kollektiva im eigentlichen Sinne des Wortes, also Zusammenfassungen mehrerer Einer zu einem Ganzen. Ein türkisches Kollektiv bezeichnete dem Stammwort gegenüber keine

Erweiterung der Bedeutungssphäre; im Gegenteil, durch Anfügung eines Kollektivsuffixes wird die Geltung des Stammwortes nunmehr auf einen engeren Kreis von Einern beschränkt.

In einer Sprache, die sich auf einem derartigen Dingbegriff aufbaut, sind Pluralbezeichnungen undenkbar.“

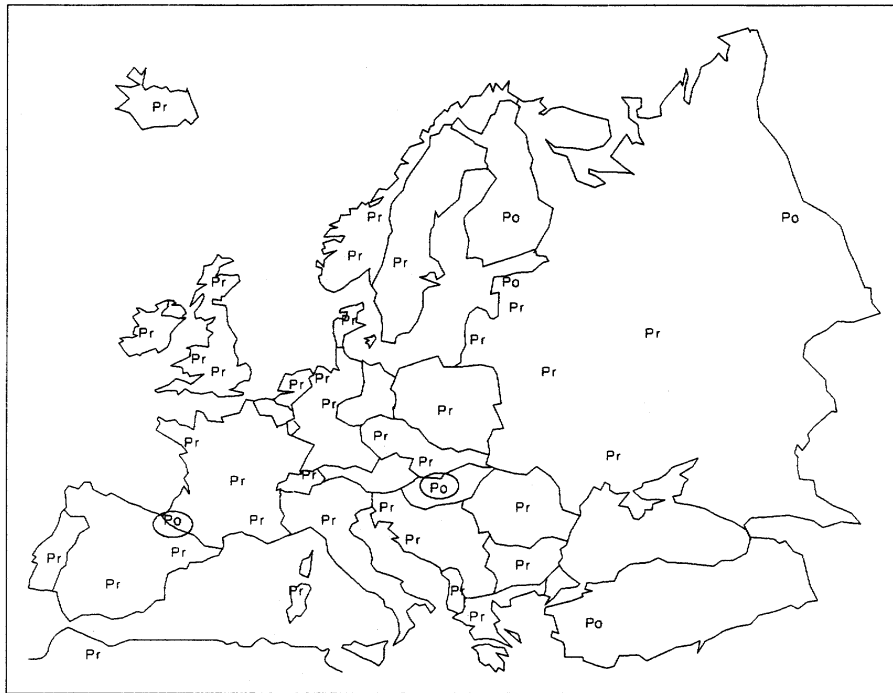


Karte 1:

Subjekt, Verb, Objekt
(Nominale Aktanten im Aussagesatz)

Dies ist eine Probe dessen, was ich die individualisierende Beschreibung einer Sprache nennen möchte. Obwohl es zugegebenermaßen schwer zu sagen ist, wie die alten Türken wirklich über die Welt dachten, steht es uns frei, Grønbech's Kommentare als Beschreibung eines *semantischen Merkmals* aufzufassen, das im nominalen Subsystem der alttürkischen Grammatik enthalten ist; und dabei müssen wir zugeben, daß Beschreibungen dieser Art in der modernen Linguistik selten sind. Paradoxerweise zeigt dieses Stück individualisierender Analyse, daß es ethnozentrisch wäre, den Begriff des Individuums als linguistisches Universale für

selbstverständlich zu halten. Aber daran ist nichts auszusetzen; von der Wissenschaft ist zu erwarten, daß sie uns Neues lehrt, und nicht, daß sie unsere Vorurteile bestätigt.



Karte 2:

Adpositionen

(Präpositionen und Postpositionen)

Im weiteren Kontext der oben zitierten Zeilen (S. 60ff.) geht der Verfasser zu dem Nachweis über, daß die Pluralkategorie und der Begriff des Individuums später in die Türksprachen eingeführt worden sind, und zwar unter dem Einfluß der städtischen Kulturen Asiens. Dies weist darauf hin, daß diese Art von Linguistik mit *kulturorientierten* Sprachstudien eng verbunden ist. Im *semantischen Bereich* erweist somit die *soziale Funktion* der Sprache ihren Zusammenhang mit deren *strukturellen Eigenschaften*.

Um diese Skizze einer anti-universalistischen Linguistik zusammenzufassen: Sprachen können als Individuen betrachtet werden in Hinsicht auf ihre semantische Struktur, weil dieser Aspekt ihres Systems zumindest teilweise kulturabhängig, d.h. ein Produkt der Geschichte ist. Dabei bleibt der universalistische Ansatz als

ein ergänzender Gesichtspunkt berechtigt. Grønbech zeigt z.B., daß die Plural-kategorie im Uigurischen sich in Übereinstimmung mit der *Belebtheithierarchie* ausgebreitet hat: die ersten Plurale finden sich bei Nomina, die Lebewesen bezeichnen (S. 62). Darin spiegelt sich wohl eine universelle Tendenz; man erinnert sich an die Entwicklungsstadien von *ol* als grammatikalisierten Pluralzeichens im Tok Pisin (zuerst bei Personalpronomina und belebten Nomina), vgl. Peter Mühlhäusler, *Pidgin and Creole Linguistics*, Oxford 1986, p. 182ff., der dort auch ähnliche Daten aus der Sprache von Deutschen, die Englisch lernen, erwähnt. Trotzdem sollte die Tatsache nicht verschwiegen werden, daß es im Fall des Uigurischen eine kleine Abweichung von der Belebtheithierarchie zu geben scheint: Personalpronomina sollten in der Hierarchie an erster Stelle stehen, aber im Uigurischen scheinen sie *nach* den belebten Nomina in der Entwicklung von Pluralen zu kommen (Grønbech S. 62).

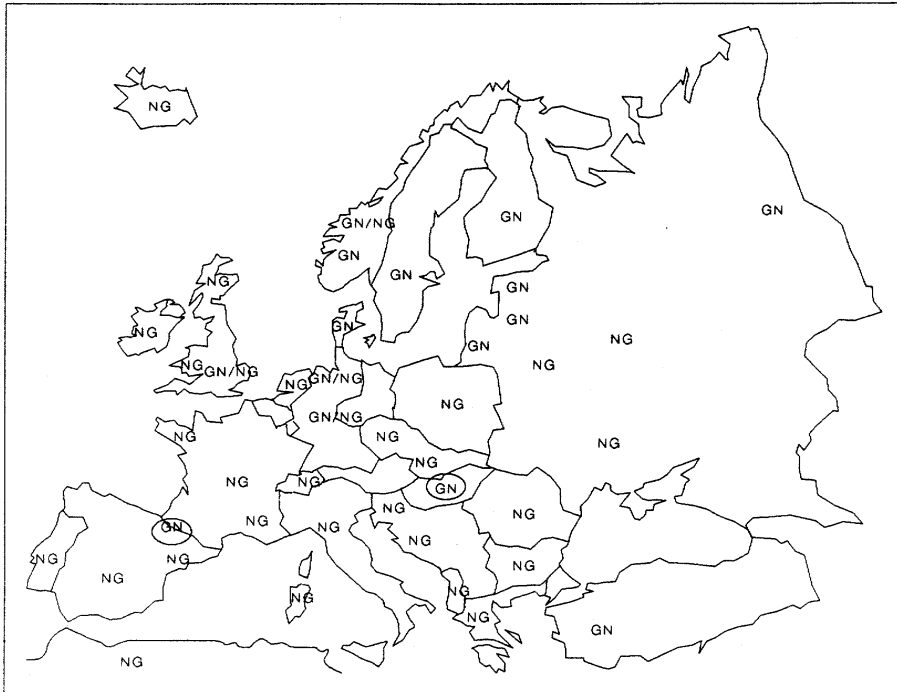
Soviel zur Individualität; nun gehe ich zum Thema Konvergenz über.

3. Konvergenz

Daß Sprachen, die in aneinander angrenzenden oder sich überlappenden Territorien gesprochen werden, dazu neigen, im Lauf ihrer Geschichte zu konvergieren, und daß sie dies nicht nur in bestimmten speziellen Gebieten wie dem Balkan oder Indien, sondern überall auf der Welt tun — das ist eine Einsicht, die in der Linguistik heute mehr und mehr Verbreitung erlangt. Im Gegensatz zu diesem nahezu anerkannten Faktum hat eine andere These ihre allgemeine Geltung noch vor sich: daß die Konvergenz benachbarter Sprachen weder auf das Lexikon beschränkt ist noch auf Phonologie und Syntax. Im folgenden möchte ich mit einigen Kartenskizzen die These stützen, daß europäische Sprachen — nicht nur auf dem Balkan — genauso zur Konvergenz neigen wie Sprachen in jedem anderen Weltteil, und daß *morphologische Kategorien* zu dem Bereich möglicher Konvergenzen zwischen benachbarten Sprachen gehören.

Die ersten vier Kartenskizzen beziehen sich auf die bekannten Greenberg'schen Wortstellungsmerkmale; die Daten sind zum großen Teil aus John A. Hawkins, *Word Order Universals*, New York/London 1983, entnommen, einem Buch ohne jede geographische Orientierung. Die fünfte Kartenskizze zählt die Sprachen auf, die in meiner Übersicht vorkommen. Da es in den Fällen *Pr/Po*, *NG/GN* und *NA/AN* jeweils nur zwei Alternativen gibt und im Fall *VSO/SVO/SOV* nur die genannten drei Alternativen statistisch häufig sind, sehen die Tatsachen, die auf den Karten dargestellt werden, vielleicht recht trivial aus: es ist selbstverständlich, daß es zwischen zwei Alternativen immer irgendeine Übergangsmöglichkeit gibt. Aber es ist zu beachten, daß zwischen ihnen so gut wie keine beliebigen Schwankungen vorkommen: wir finden sie auf den Karten nicht in Mischung vor; im Gegenteil, was wir finden, ist eine strikte geographische Ordnung.

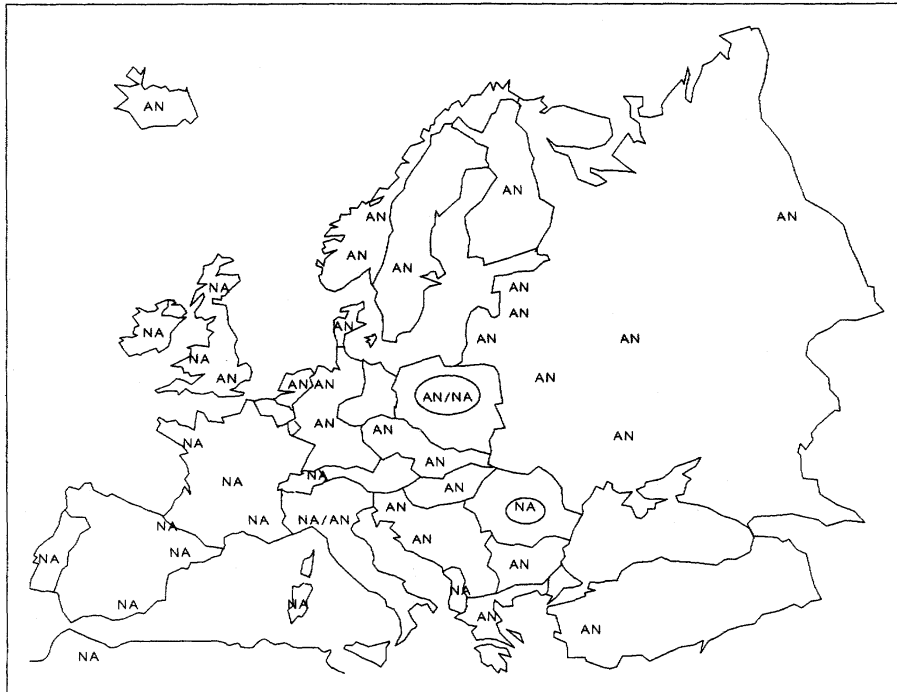
Die erste Karte zeigt *VSO* im Westen, *SVO* im Zentrum und ganz allgemein in den meisten europäischen Sprachen, und *SOV* im Osten — mit nur zwei Ausnahmen: dem Baskenland und Ungarn, die *SOV* im Westen bzw. im Zentrum zeigen.

**Karte 3:**

Genitivattribut und funktional Vergleichbares:
Stellung zum Beziehungsnomen

Die zweite Kartenskizze weist *Pr* für die Mehrzahl der europäischen Sprachen und *Po* im Osten auf, mit denselben zwei Ausnahmen, Baskisch und Ungarisch. Die dritte Karte zeigt *NG* bei den meisten europäischen Sprachen, *GN* neben *NG* in den westgermanischen Sprachen, *GN* in Skandinavien und im ostseefinnischen Gebiet und auch in den uralischen Sprachen und Türkisprachen des europäischen Ostens — und dieselben geographischen “Inseln” wie zuvor: *GN* im Baskischen und Ungarischen. Und schließlich erweist sich auch *NA* gegenüber *AN* als geographisch geordnet, ohne größere Schwankungen; hier fehlen die zwei “Inseln” der anderen drei Kartenskizzen.

Alle vier bisher betrachteten Karten zeigen eine klare West-Ost- (oder Ost-West-) Gerichtetheit, d.h. die dargestellten Merkmale neigen dazu, sich auf der horizontalen Achse zu verändern. Zusätzlich verrät die *NG/GN*-Karte ein Süd-Nord-Gefälle in der zentralen Region Europas, das mit der vorherrschenden Ost-West-Orientierung konkurriert. Wenn wir die geographischen Distributionen der



Karte 4:

Attributives Adjektiv:

Stellung zum Beziehungsnomen

vier Wortstellungsmerkmale miteinander kombinieren, gelangen wir zu einem kontinuierlichen West-Ost-Übergang höherer Ordnung — allerdings mit einigen Unregelmäßigkeiten; vgl. die Tabelle, die auf die vier Greenberg'schen Karten folgt. In dieser Tabelle bringt der Übergang von einer Zeile zur nächsten die Veränderung *eines* Wortstellungsmerkmals mit sich. Die erste Zeile zeigt Greenbergs Typ 1; die achte zeigt den Typ 23, sein genaues Gegenteil. Die dritte und fünfte Zeile stellen Zwischenstadien zwischen zwei Greenberg'schen Typen dar. Der Sachverhalt kann in folgender Weise zusammengefaßt werden: die geographischen Extreme in der Ost-West-Orientierung sind zugleich begriffliche Gegensätze, und sie sind durch ein geographisches und begriffliches Kontinuum miteinander verbunden. Meiner Ansicht nach ist die Konfiguration, die sich aus den vier Merkmalen zusammen ergibt, höchst bemerkenswert und in keiner Weise selbstverständlich.



Karte 5:

Sprachen

[] = Besondere Angaben auf der Genus-Karte 6

L. = Landsmål (Nynorsk)

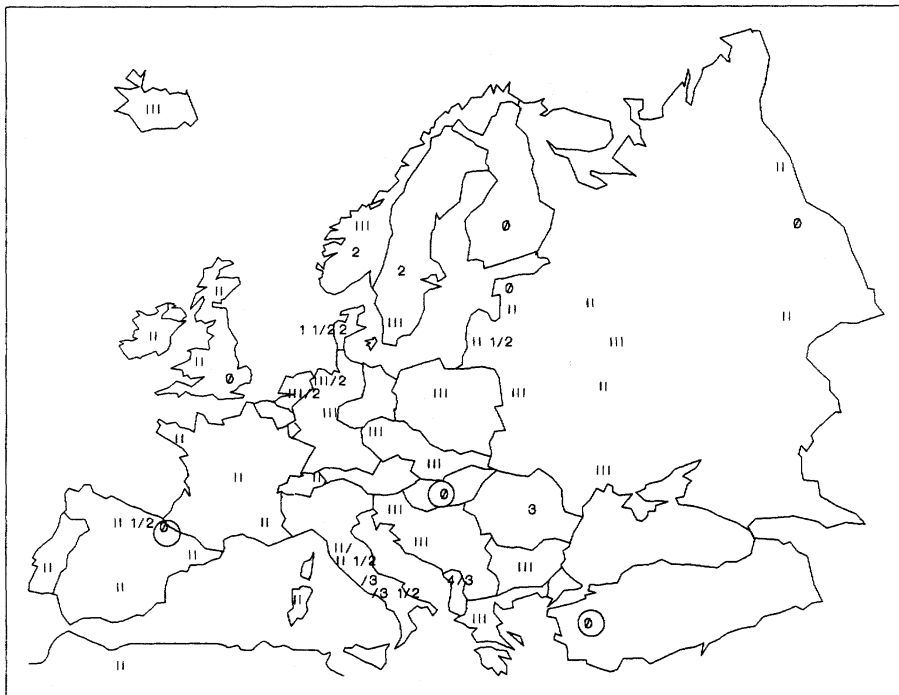
B. = Bokmål

Tabelle 1 (Material aus John A. Hawkins, *Word Order Universals*, New York/London, 1983, und anderen Quellen)

Typus:	1	VSO / Pr / NG / NA:	keltische Sprachen außer Bretonisch
	9	SVO / Pr / NG / NA:	Bretonisch, romanische Sprachen, Albanisch
	—	SVO / Pr / NG / NA, AN:	Italienisch, Polnisch
	10	SVO / Pr / NG / AN:	Isländisch, Niederländisch, slavische Sprachen, Griechisch
	—	SVO / Pr / NG, GN / AN:	Englisch, Friesisch, Deutsch, Landsmål (Nynorsk)
	11	SVO / Pr / GN / AN:	Bokmål, Schwedisch, Dänisch, Litauisch, Lettisch
	15	SVO / Po / GN / AN:	ostseefinnische Sprachen (Finnisch, Estnisch, ...)
	23	SOV / Po / GN / AN:	uralische Sprachen außer Ostseefinnisch, Türkisprachen
“Insel”:	24	SOV / Po / GN / NA:	Baskisch

Wortstellung gehört zur Syntax, und Arealität in diesem grammatischen Subsystem ist im Prinzip nichts Neues. Nun betrachte man die Karte Nr. 6, die das grammatische Genus, eine morphologische Kategorie, darstellt, zusammen mit der Karte Nr. 7, die eine “Nahaufnahme” des Genus in den dänischen Dialekten zeigt und aus Johannes Brøndum-Nielsen, *Dialekter og dialektforskning*, Kopenhagen 1927 (Karte 23), entnommen ist. Es ist zu beachten, daß der Übergang von

einem Zwei-Genus-System zum Fehlen des morphologischen Genus mit einem einzigen Schritt getan wird; das Genus ist eine Subkategorisierung einiger Wortklassen: der Substantive, Adjektive, bestimmter Pronomina (die Karte zeigt nur das Genus von Substantiven), und zur Subkategorisierung einer Wortklasse sind mindestens zwei Subklassen erforderlich. So ergeben sich geographische "Inseln" erst bei Übergängen aus mindestens zwei Schritten, z.B. durch Übergänge von Drei-Genus- (oder Zweieinhalb-Genus-) Systemen zum Fehlen des Genus. Die Karte Nr. 6 zeigt dieselben zwei "Inseln" wie drei der vier Greenberg'schen Karten: Baskisch — weil die benachbarten asturischen Dialekte 2 1/2-Genus-Systeme haben — und Ungarisch. Die Konfigurationen auf dieser Karte sind mannigfaltiger als diejenigen auf den Wortstellungskarten, aber sie weisen dieselben grundlegenden Merkmale auf: Kontinuität der Übergänge und eine Gerichtetheit in großem Maßstab.

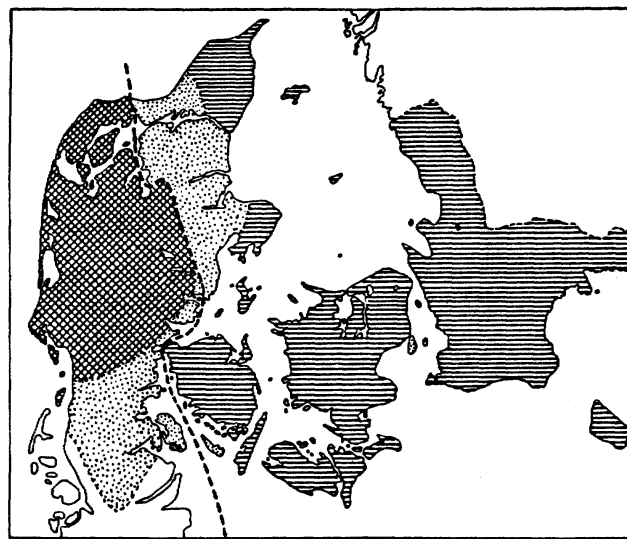


Karte 6:

Grammatisches Genus beim Nomen

II	= Masc./Fem.	II 1/2	= Masc./Fem./Ntr.Sg.
III	= Masc./Fem./Ntr.	3 1/2	= Masc./Fem./Genus alternans/Ntr.Sg.
2	= Utr./Ntr.	4	= Masc./Fem./Genus alternans/Ntr.
3	= Masc./Fem./Genus alternans	∅	= kein morphologisches Genus
1 1/2	= Utr./Ntr.Sg.		

Die ersten vier Karten haben sich aus der Anwendung eines recht simplen Verfahrens ergeben, nämlich durch Hinzufügung der geographischen Dimension zu bereits existierenden typologischen Untersuchungen — in diesem Fall zu Greenberg's und Hawkins' Arbeiten. Die Daten, die auf der Karte Nr. 6 dargestellt sind, sind meinen eigenen Sammlungen entnommen (vgl. meinen Aufsatz "Grammatical gender in Europe: an areal study of a linguistic category", *Papier zur Linguistik* 26 (1982) 23–34). Die geographische Distribution einer weiteren morphologischen Kategorie läßt sich skizzieren, indem man wieder das erwähnte einfache Rezept



Køn og Bestemthed ved Substantiver:

eet Køn
 to Køn
 tre Køn
Vest for - - - - - foransat bestemt Artikel (æ).
Øst for - - - - - Bestemthed udtrykt ved Endelse.

Karte 7:

Grammatisches Genus (und Artikel) in
dänischen Dialekten

(aus: Johannes Brøndum-Nielsen, *Dialekter og dialektforskning*, Kopenhagen 1927, Karte 23)

anwendet, diesmal auf Östen Dahl's *Tense and Aspect Systems*, Oxford 1985. Im folgenden wird Dahl's Unterscheidung zwischen zwei Arten der Opposition *perfektiv/imperfektiv* in vereinfachter Form referiert. Perfektivität, wie bei Bernard Comrie, *Aspect*, Cambridge 1976, p. 16, beschrieben, "bezeichnet die Betrachtungsweise des Sachverhalts als eines einzigen Ganzen, ohne Unterscheidung der verschiedenen einzelnen Phasen, die diesen Sachverhalt ausmachen, während es für den imperfektiven Aspekt wesentlich ist, daß er auf die innere Struktur des

Sachverhalts eingeht.” (“Perfectivity indicates the view of a situation as a single whole, without distinction of the various separate phases that make up that situation; while the imperfective pays essential attention to the internal structure of the situation.”) Dahl zitiert diese Beschreibung und nennt sie “the totality view of perfectivity”, Perfektivität als Ausdruck der Ganzheit des Sachverhalts (Dahl, a.a.O., p. 74). Er geht dann dazu über, zu zeigen, daß diese Betrachtungsweise nicht allen sprachspezifischen Kategorien, auf die sie angewendet wurde, in gleicher Weise angemessen ist (ebenda). In einigen Sprachen ist, wie er schreibt, “Begrenztheit — oder vielmehr das Erreichen einer Grenze — der entscheidende Faktor für die Wahl des Aspekts” (p. 76: “boundedness — or rather the attainment of a limit — is the crucial factor for aspect choice”), und weil dies für Perfektivität im Russischen und anderen slavischen Sprachen zutrifft, nennt Dahl diese Aspektvarietät “Slavic-style aspect” (p. 84). Man betrachte Dahl’s Testsätze (p. 74):

(Questionnaire, sentence No. 9:)

Context: A: I went to see my brother yesterday.
B: What he DO? (=What activity was he engaged in?)

Sentence: He WRITE letters.

(Questionnaire, sentence No. 13:)

Context: A: What did your brother do after dinner yesterday?

Sentence: He WRITE letters.

(Questionnaire, sentence No. 14:)

Context: A: What did your brother do after dinner yesterday?

Sentence: He WRITE a letter.

In beiden Aspektvarietäten ist das Prädikat des Satzes 9 typisch imperfektiv, während das Prädikat des Satzes 14 typisch perfektiv ist. Satz 13 liefert den diagnostischen Test für die Unterscheidung der beiden Varietäten: in Sprachen, in denen Perfektivität als Ausdruck der *Ganzheit* des Sachverhalts verwendet wird (“totality view”), wird das Prädikat des Satzes 13 mit einer *perfektiven* Form wiedergegeben; dasselbe Prädikat erscheint in Sprachen mit Perfektivität als Ausdruck der *Begrenztheit* des Sachverhalts (“boundedness view”, “Slavic-style aspect”) in einer *imperfektiven* Form, z.B. (Dahl, p. 75):

Russisch: Satz 9: *On pisal pis'ma* (ipfv.)
Satz 13: *On pisal pis'ma* (ipfv.)
Satz 14: *On napisal pis'mo* (pfv.)

im Gegensatz etwa zum Altgriechischen (meine Beispiele):

Altgriechisch: Satz 9: Ἔγραφευ ἐπιστολάς (ipfv.)

Satz 13: Ἐγράψευ ἐπιστολάς (pfv.)

Satz 14: Ἐγράψευ ἐπιστολήν (pfv.)

Es ist nun bemerkenswert, daß die beiden Aspektvarietäten bei Zugrundelegung von Dahls Angaben (p. 70f.) die folgende geographische Distribution zeigen: die Ganzheitsvarietät findet sich in West- und Südeuropa, auf dem Balkan und in Vorderasien, die Begrenztheitsvarietät ist in Osteuropa lokalisiert. Beide Varietäten koexistieren jeweils innerhalb *eines* komplexen Systems im Georgischen und im Bulgarischen (Dahl, p. 85.87); in diesem Zusammenhang stellt der Verfasser selbst geographische Überlegungen an (p. 87). Wir können annehmen, daß das Bulgarische eine mittlere Position zwischen dem östlichen Gebiet und dem Balkan einnimmt, so wie das Territorium des Georgischen Osteuropa und den Nahen Osten miteinander verbindet. In den germanischen Sprachen fehlen beide Varietäten der Aspektopposition (Dahl, p. 167): diese Tatsache kann als Neutralisierungsphänomen in der Übergangszone zwischen West- und Osteuropa interpretiert werden. Dies ist freilich nichts als eine vorläufige Skizze, denn Dahls Daten geben nur eine kleine Stichprobe der Sprachen aus den betreffenden geographischen Gebieten wieder.

Die großräumigen Konvergenzen zwischen den Sprachen Europas — und natürlich ebenso Konvergenzerscheinungen in Sprachgebieten außerhalb Europas — gehen auf historische Prozesse zurück, deren Analyse noch zu leisten ist; nicht einmal die Erscheinungen selbst sind vollständig beschrieben. Geographische “Inseln”, wie in unseren Daten das Baskenland und Ungarn, scheinen die traditionelle Sichtweise zu bestätigen, daß genetische Verwandtschaft für die Sprachgeographie ebenso wie für die Sprachgeschichte überhaupt ausschlaggebend sei. Aber man vergleiche das ostseefinnische Gebiet, das in keiner Weise von seiner indoeuropäischen Umgebung isoliert ist, obwohl es mit dieser genetisch nichts zu tun hat. Ich nehme an, daß die *kommunikativen Eigenschaften* (*communicative characteristics*) eines Gebietes zu den wichtigsten Ursachen für die spezifische Entwicklung seiner Sprachen gehören. Soweit ich weiß, stammt der Begriff der “*communicative characteristics*” von Joel Sherzer (*An Areal-Typological Study of American Indian Languages North of Mexico*, Amsterdam/Oxford 1976, p. 221 ff.). Er schreibt (p. 221): “Following the discussion of each linguistic area will be a discussion of the *communicative characteristics* of the area, with special emphasis on determining why a particular area actually became a linguistic area. I will try to focus on such questions as type of social organization, residence patterns, intermarriage, trade, bilingualism, density of population, and attitude towards one’s own and others’ languages. Often, it is impossible to obtain sufficient data in these domains. Nevertheless, an attempt will be made to give the general nature of the *communicative characteristics* of each linguistic area.” — Dieser Ansatz sollte auch auf andere Sprachgebiete übertragbar sein. Aus William Labov’s Untersuchung der

Zentralisierung von Diphthongen auf Martha's Vineyard, Massachusetts, wissen wir, daß die positive, neutrale oder negative Einstellung der Sprecher zur eigenen Heimat von entscheidender Bedeutung für die Entwicklungsrichtung der Sprache in dem betreffenden Gebiet sein kann (vgl. seinen Aufsatz "The Social Motivation of a Sound Change", in: *Sociolinguistic Patterns*, Philadelphia 1972, pp. 1–42, insbesondere p. 39; zuerst veröffentlicht in *Word* **19** (1963) 273–309). Die Einstellungen der Sprecher zur eigenen Heimat, Ethnizität und Sprache wie zu derjenigen anderer Sprecher bestimmen wahrscheinlich sehr weitgehend darüber, welche sprachgeschichtlichen Prozesse in der geographischen Dimension ablaufen oder unterbleiben. Bisher wissen wir jedoch über all dies sehr wenig. (Zum Thema "Sprache und Ethnizität" vgl. Joshua A. Fishman u.a., *The Rise and Fall of the Ethnic Revival*, Berlin/New York/Amsterdam 1985.)

4. Konvergenz und Individualität

Als Ergebnis des ersten Teils (§§ 1–2) dieser Ausführungen möchte ich festhalten, daß

- der Begriff der *Individualität von Sprachen* auf eine *Metapher* zurückgeht;
- Individualität von Sprachen mit deren *kulturellen Aspekten* verbunden ist (gegenüber ihren natürlichen, biologischen Voraussetzungen);
- Individualität von Sprachen prototypisch im *semantischen Bereich* sichtbar wird;

und daß schließlich

- im semantischen Bereich die *soziale Funktion* der Sprache mit ihren *strukturellen Eigenschaften* zusammenhängt.

Im zweiten Teil (§ 3) dieses Vortrages entwickelte ich die Thesen, daß

- *morphologische Kategorien* mit zum Einflußbereich möglicher Konvergenzen zwischen Sprachen gehören, zusammen mit Phonologie, Syntax und dem Lexikon;

und daß

- die Wahl zwischen Konvergenz und Nichtkonvergenz von Sprachen durch *Spracheinstellungen (language attitudes)* und andere *kommunikative Eigenschaften* des betreffenden Areals bedingt zu sein scheint.

Es bleiben nun noch die Begriffe *Konvergenz* und *Individualität* zueinander in Beziehung zu setzen; dabei fasse ich mich kurz. Offensichtlich stehen diese Begriffe im Widerstreit miteinander: wie können Sprachen Individuen sein, wenn ihre Merkmale — zumindest teilweise — aus geographischen Kontinua voraussagbar sind? Selbstverständlich ist es immer möglich, zwei beliebige Begriffe in einer rhetorischen Synthese zu vereinigen; aber das habe ich nicht vor. Vielmehr ist es meine Absicht, in diesen abschließenden Bemerkungen die Fakten zu erörtern, die dem Gebrauch dieser beiden Begriffe zugrundeliegen.

Um mit der *Konvergenz* zu beginnen: wir haben angenommen, daß die Wahl zwischen Konvergenz und Nichtkonvergenz von Sprachen abhängig ist von

Spracheinstellungen und dergleichen. Dies erklärt jedoch nicht die großräumige *Gerichtetheit*, die wir auf den Karten feststellen. Die Gerichtetheit bleibt auch dann ein Rätsel, wenn wir die Konvergenz aus kommunikativen Parametern erklären. Aber vielleicht ist das Rätsel dadurch verursacht, daß wir die falsche Frage stellen, nämlich warum es geographische Kontinua gibt und warum sie gerichtet sind. Diese Frage entsteht überhaupt erst aufgrund der Voraussetzung, daß es Sprachen gibt, die individuell verschieden sind. In Wirklichkeit gibt es aber keine Sprachen; es gibt nur sprechende Menschen. Das soll heißen: Sprachen gehören nicht in den Bereich der direkt beobachtbaren Fakten. Sprechende Menschen, die sehr wohl in diesen Bereich gehören, bringen Sprachen hervor, indem sie in ihren alltäglichen Interaktionen einen gemeinsamen "Code" aushandeln. Das Kontinuum und seine Gerichtetheit ist ein empirisch *primäres* Phänomen; Sprachen sind *sekundäre* Phänomene. Das kann man sich z.B. anhand der Karten und des Textes von Kapitel 8, "Transitions", in J.K. Chambers / Peter Trudgill, *Dialectology*, Cambridge 1980, veranschaulichen. Sprachen als Individuen sind wie Flaggen, d.h. Symbole, die bestimmte Menschengruppen vereinigen und von anderen trennen: sie sind Teil einer *metaphorischen* Realität. Diese metaphorische Realität, die wir eben erst zu untersuchen beginnen, ist die Grundlage der *Kultur*; vgl. George Lakoff / Mark Johnson, *Metaphors We Live By*, Chicago/London 1980. Spracheinstellungen gehören ebenfalls in den metaphorischen Bereich; da sie ihrerseits Reflexe der Sprache sind, handelt es sich hier um *tertiäre* Phänomene. Die sekundären und tertiären Wirklichkeiten der sprachlichen Individualität und der Spracheinstellungen beherrschen die primäre Wirklichkeit der Sprachkontinua: in diesem Sachverhalt ist die Beziehung zwischen *Konvergenz* und *Individualität* von Sprachen mit enthalten. Kurz gesagt: im Bereich der sprachlichen Erscheinungen herrscht der Geist über die Materie.